

Festival

Das 33. Filmfestival in Jerusalem (7. bis 17. Juli) präsentierte dem vornehmlich lokalen Publikum ein Best-of anderer Filmfestivals sowie ein filmisch zwar mittelmässiges, aber inhaltlich interessantes israelisches Filmschaffen, bei dem die grossen Fragen im Detail stecken.

Der normal verrückte Alltag in Jerusalem



One Week and a Day

Jerusalem ist die Hauptstadt der Konflikte. Und diese Konflikte gelte es, ins Kino zu bringen, sagt *Renen Schorr*, der Leiter der Sam Spiegel Film & Television School. Seit den späten achtziger Jahren fördert er Filme, die eine eigene, israelische Sprache sprechen und doch in der ganzen Welt verstanden werden – dank ihrer menschlichen Seite. Das funktioniert überraschend oft, weil eine offene, gegen Stereotype gerichtete Art, mit Konflikten umzugehen, vermittelt wird. Schorr demonstriert dies anhand eines Kurzfilms von *Aleeza Chanowitz*, der «nicht koscheren» Komödie *Mushkie* um eine junge Immigrantin aus Brooklyn – gespielt von der orthodoxen Regisseurin selber –, deren Sexualleben juckende Folgen zeigt. Ein mutiges Spiel mit einem Tabu, das den Weg an die Berlinale gefunden hatte.

Der Weg, Filme an grossen Festivals zu zeigen, ist für ein kleines Film-land nicht einfach. Am Rand des Jerusalem Film Festivals (JFF) erhalten wir einen Einblick in die Möglichkeiten, erfolgreiche Filme zu schaffen. Zwölf Projekte werden in diesen Tagen im Sam Spiegel International Film Lab «gepitch» und von einer internationalen Jury prämiert. Die Präsentationen beschränken sich nicht nur auf die Kurzfassung der Geschichte, sondern integrieren auch atmosphärische Clips, die ein Gefühl für den Stil des geplanten Films vermitteln. Ein Jahr lang wurden einheimische und internationale Projekte zusammen mit Mentoren entwickelt. Gewinnerin dieses fünften Jahrgangs ist die ukrainische Jüdin *Margarita Linton-Balaklav*, die mit *Life is Anywhere Else* eine kritische, autobiografisch geprägte Geschichte um eine Sechzehnjährige erzählen will, die aus ihrem Dorf auszubrechen ver-



Pepe's Last Battle

sucht. Dieses Dorf ist allerdings eine jüdische Siedlung im Westjordanland, die eingezäunt dem Freiheitsdrang der Jugendlichen entgegensteht. Ob der Film ein Erfolg wird, wird sich zeigen. Die Chancen stehen jedoch gut, denn das Film Lab bringt immer wieder grosse Filme hervor, unter anderem *Son of Saul* von *László Nemes*, den letztjährigen Siegerfilm in Cannes.

Im aktuellen israelischen Filmschaffen lassen die Spielfilme, aber auch die allermeisten Dokumentarfilme die grossen Konflikte des Landes ausserhalb ihrer Bildgrenzen oder unter der Oberfläche des Alltags brodeln. Am offensichtlichsten erschien das Politische in *Eran Kolirins Beyond the Mountains and Hills*, der Geschichte einer nur oberflächlich intakten Familie. Hinter den Bergen und damit unsichtbar liegt die Gefahr, die das Leben in Israel und die Entscheidung der Familienmitglieder in verhängnisvoller Weise bestimmt. Es ist immer wieder die Familie, die es zu beschützen gilt, vor dem grassierenden politischen Irrsinn, vor religiöser Sturheit, vor wirtschaftlichen Engpässen. *We Had a Forest* ist ein gutes Beispiel, scheitert aber an seinem ambitionierten Vorhaben, die Sorgen des Mittelstands in (allzu) subtile Bilder und einen Thriller zu stecken. Die Geschichte eines Vaters, der seine kleine Tochter im Auto vergisst, wo sie qualvoll an der Hitze stirbt, versucht die wirtschaftlich instabile Situation sowie politische Korruption anhand von Kleinigkeiten zu verdeutlichen. Dass der Regisseur *Guy Raz* uns seinen Film im Anschluss

an die Visionierung erklären musste, lag in diesem Fall nicht nur an der Unkenntnis der lokalen Verhältnisse seitens der ausländischen Journalistinnen und Journalisten, sondern am mangelnden Handwerk. Dennoch sind die Kenntnisse des israelischen Sozialkontexts in vielen Filmen Voraussetzung, um über die menschlichen Dramen hinaus die politischen Konnotationen lesen zu können.

In *Our Father* liegt das politische Statement in der Wahl der Musik. Wenn *Meni Yaesh* in seinem Mafiafilm traditionelle Musik aus dem Mittleren Osten zelebriert, identifiziert er sich als Minderheit im israelischen Kino. Die Kultur der Misrachim, der Juden der asiatischen, der arabischen Welt und anderer muslimischer Länder, wird in Israel als populär und minderwertig betrachtet. *Our Father* ist einer der ganz wenigen israelischen Genrefilme und durchaus auch der Versuch, Menschen ins Kino zu bringen, die sonst israelischen Filmen fernbleiben.

Nur etwa zwanzig Spielfilme werden jährlich in Israel produziert. Das kleine Land ist hinsichtlich der Einwohnerzahl mit der Schweiz vergleichbar. Ins Kino gehen siebenmal weniger Menschen, hauptsächlich aus religiösen Gründen. Die ultraorthodoxe Minderheit bestimmt wesentlich das Leben der säkularen oder traditionellen Juden in Israel, und zwar obwohl sie an vielem im Land nicht teilnimmt. Dass wir im Hotel am Samstag keinen Kaffee aus der Maschine trinken durften, ist nur ein – je nach Koffeinabhängigkeit – unbedeutender Vorgeschmack darauf, wie sich alle unabhängig von ihrem Glauben nach den strengen Regeln der Charedim richten müssen.



One Week and a Day

Die Situation ist hochkomplex, die Konfliktzonen unzählige und unübersichtlich. Daran liegt es vielleicht, dass die meisten der Filme im diesjährigen Wettbewerb auf persönlichen Erfahrungen basieren und sich aufs Private konzentrieren. Berührend und ehrlich begleitet *Maayan Schwartz* seinen an fortgeschrittenem Muskelschwund leidenden Freund Yaniv, der sich trotz seines Leidens und der damit verbundenen Lebensgefahr wünscht, allein zu wohnen. *My Friend, Yaniv* ist in erster Linie ein Film über Freundschaft, Grenzen und Optimismus.

Kobi Faraj geht in seinem Dokumentarfilm *Photo Faraj* dem jahrzehntelangen Streit zwischen seinem berühmten Fotografenonkel und dessen Geschwistern nach, allerdings ohne diese persönliche Sphäre zu transzendieren. Im Gegensatz dazu gelingt

es *Michael Alalu* in *Pepe's Last Battle* über seinen Vater, diese private Ebene zu durchbrechen. Pepe ist ein Aussenseiter durch und durch: Als linker Politiker hat er bei den Bürgermeisterwahlen keine Chancen, aber auch in der Meretz-Partei steht er unter mehrheitlich gebildeten Aschkenazi-Frauen auf verlorenem Posten, als Einwanderer aus Chile spricht er schlechtes Hebräisch und gibt sich stets kämpferisch und volksnah. Alalu bringt auch seine eigenen Differenzen mit dem Vater selbstreflexiv in dieses liebevolle Porträt ein, das auch viel über Jerusalem erzählt.

Das Private ins Allgemeine gehoben hat auch einer der wenigen Filme, die in die Vergangenheit schauen. In *Michal Aviads* Kollektivbiografie *Dimona Twist* erzählen sieben Frauen mit Witz und Wärme von ihrer Übersiedlung in den fünfziger Jahren nach Israel. Die meist aus nordafrikanischen Ländern



Pepe's Last Battle

stammenden Kinder und Jugendlichen kamen direkt nach Dimona, in eine Retortenstadt in der Wüste. Die Regisseurin gibt den Frauen eine Stimme und zeigt ein Stück Geschichte aus ihrer Sicht.

Das kinematografische Highlight des Festivals bot ein Film von nur vierzig Minuten Länge, *Nadiv Lapid's From the Diary of a Wedding Photographer*. Auch Lapid greift auf Persönliches, auf seine eigene Erfahrung als Hochzeitsfotograf zurück, und auch er hat an der Sam Spiegel Film & Television School studiert. Vor einer romantischen Kulisse am Meer mischt sich der Fotograf mit seiner Kamera und seinen Anweisungen in die Beziehungen der Hochzeitspaare ein. Im Reenactment der grossen Gefühle für die Kamera bricht das Unbehagen der Frauen gegenüber der Ehe auf. Der Fotograf wird zum zerstörenden, subversiven und sogar mörderischen Dritten.

Nun erstaunt es auch nicht mehr, dass auch der Gewinner des aktuellen JFF-Preises für israelische Spielfilme, *Asaph Polonsky*, seinen Film *One Week and a Day* im Sam Spiegel Film Lab entwickelt hat. Es ist ein kleiner grosser Film, eine Tragikomödie um ein Elternpaar, das nach der Woche, in der es Schiwa für seinen an Krebs verstorbenen 25-jährigen Sohn gehalten hat, wieder versucht, in den Alltag zu finden. Der Weg in die Normalität führt hier über kleine Verrücktheiten.

Tereza Fischer

→ www.jff.org.il

→ Dank an den Jerusalem Press Club und die Jerusalem Foundation.